

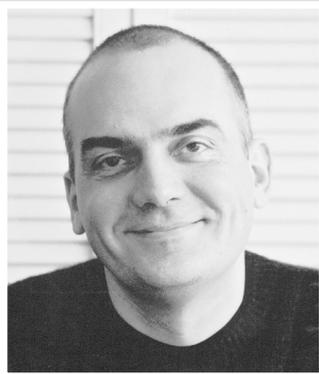
System Familie

System Familie (1999) 12: 157–158 © Springer-Verlag 1999

Systemische Selbsterfahrung



Bruno Hildenbrand



Tom Levold

Liebe Leserin, lieber Leser,

die Veränderung der psychotherapeutischen Landschaft, die mit der Verabschiedung des Psychotherapeutengesetzes begonnen hat, hat viel Staub aufgewirbelt, der sich längst noch nicht gelegt hat. In vielen Bereichen sind die Konsequenzen, die diese Veränderungen mit sich bringen, noch nicht sichtbar oder nur sehr undeutlich konturiert. Dies gilt auch – und vielleicht vor allem – für den Bereich der psychotherapeutischen Weiterbildungen. Zwar existieren gesetzliche Vorschriften und erste ministerielle Rahmenwerke über die Durchführung und den Abschluß von Weiterbildung, aber wie dies in der Praxis auf Dauer aussehen wird, können sich viele Kolleginnen und Kollegen derzeit noch nicht so richtig vorstellen. Dies gilt in besonderer Weise für den Bereich der systemischen Therapie. Die Entwicklung der systemischen Therapie abseits der Reglementierungen, denen die vorherrschenden Richtlinienverfahren im Tausch für die ökonomische Sicherheit der Kassenfinanzierung ausgesetzt waren, schuf einen kreativen Freiraum theoretischer und praktischer Möglichkeiten, der nicht nur eine enorme Vielfalt innerhalb des Rahmens systemischer Therapie erlaubte, sondern auch dazu führte, daß zunehmend Aspekte systemischen Denkens in andere Psychotherapieverfahren Eingang gefunden haben (Konstruktivismus, Ressourcenorientierung, Einbeziehung von Beziehungspartnern usw.).

Die Verrechtlichung von Psychotherapie über das Psychotherapeutengesetz macht nicht nur die inhaltlichen Freiräume durch curriculare Festle-

gungen enger, sondern macht auch erstmals die Feststellung der wissenschaftlichen Fundierung eines Psychotherapieverfahrens zu einer staatlichen Angelegenheit – gestützt auf den fachlichen Rat einer Kommission, die in ihrer überwiegenden Mehrheit aus Vertretern von Psychoanalyse und Verhaltenstherapie besteht und sozusagen über die Konkurrenz zu befinden hat. Ähnlich wie die Anbindung der psychotherapeutischen Tätigkeit an den Grundberuf des Diplom-Psychologen die Unterscheidung „richtiger und guter“ von „falschen und schlechten“ Psychotherapeuten von einem eher zweifelhaften Kriterium abhängig macht – und viele erfahrene nichtpsychologische Psychotherapeuten nun als Scharlatane dastehen läßt –, kann auch die administrative Regelung der wissenschaftlichen Anerkennung von Psychotherapieverfahren in eine fatale Trennung „richtiger“ und „falscher“ Psychotherapie münden, die mit der tatsächlichen Situation im psychotherapeutischen Bereich nichts zu tun hat. Insofern droht auch der systemischen Therapie die Abseitsfalle.

Die Arbeitsgemeinschaft Systemische Therapie (AGST), zu der sich die Systemische Gesellschaft, DAF und DFS zusammengeschlossen haben, hat die folgenreiche Entscheidung getroffen, das semantische Feld der Psychotherapie nicht aufzugeben und anderen zu überlassen, um die eigene Spielweise zu erhalten, sondern sich die Anerkennung der systemischen Therapie als wissenschaftlich begründetes Verfahren zum Ziel gesetzt. Der Weg dahin ist noch weit und der Preis, der dafür zu

entrichten ist, ist erheblich. Wenn zum Beispiel die Anerkennung als wissenschaftlich fundiertes Psychotherapieverfahren verlangt, daß eine systematische klinische Diagnostik von Störungen mit Krankheitswert vertreten und in der Weiterbildung vermittelt wird, ein wesentlicher Fortschritt durch systemisches Denken aber gerade in der Auflösung bzw. Verflüssigung von starren Krankheitskonzepten liegt, geraten Systemische Therapeuten in einen Identitäts-Spagat, wenn sie sich sowohl als Systemiker wie als anerkannte Psychotherapeuten fühlen wollen. Auf der anderen Seite zeichnet sich ab, daß die AGST Systemische Therapie nicht stromlinienförmig den Vorgaben der etablierten Psychotherapierichtungen anpassen, sondern eigene Ideen einbringen will. Ein Beispiel dafür kann die Aufwertung von Wirksamkeitsnachweisen via Falldarstellungen sein.

Mit der bereits vollzogenen Festlegung von Standards und Weiterbildungsrichtlinien ist also zwangsläufig eine Abkehr von der völligen Freiheit der „frühen Jahre“ verbunden. Um die Weiterbildungsanforderungen der Zukunft erfüllen zu können, werden diese Schritte aber nicht ausreichen. Es wird schwer werden und bedarf daher einiger Anstrengungen, die institutionelle Erstarrung und inhaltliche Langeweile, die anderenorts manchmal zu besichtigen ist, zu vermeiden. Selbsterfahrung, um zum Thema dieses Heftes zu kommen, ist zukünftig für die Weiterbildung von Psychotherapeuten gesetzlich vorgeschrieben. Die Frage des Sinns oder der Notwendigkeit von Selbsterfahrung für systemische Therapeuten gehörte nun aber gerade in der systemischen Therapie zu den heftig umstrittenen Fragen. Unabhängig davon, wie jeder einzelne diese Frage für sich beantwortet hat, halten wir schon die Diskussion allein darüber für nützlich. Das Anliegen dieses The-

menheftes ist es, den Stellenwert von Selbsterfahrung in der Weiterbildung von systemischen Therapeuten *inhaltlich* zu bestimmen – und nicht über ihre Notwendigkeit in einem staatlichen Weiterbildungssystem.

Aus eben diesem Grunde hielt die Systemische Gesellschaft im November 1998 ihre Jahrestagung zu diesem Thema ab. Die in diesem Heft abgedruckten Texte beruhen auf den dort gehaltenen Vorträgen. Die ursprünglichen Fassungen der Vorträge sind (z. T. in Thesenform) im Mitteilungsblatt des Instituts für Systemische Studien Hamburg „ISS'es“ 12 (1999) erschienen, dort ist auch ein Protokoll der sich anschließenden Diskussion zu finden, das Stefan Baerwolff verfaßt hat.

Kurt Ludewig, der in früheren Jahren eindeutig gegen eine institutionalisierte Selbsterfahrung Stellung genommen hat, vertritt in seinem Beitrag eine skeptische Position, die Selbsterfahrung eher als Mythos sieht, dessen unreflektierte Anwendung zu einem Verlust systemisch-konstruktivistischer Qualitäten führen könne, andererseits aber auch als eine Art Initiationsritus, der den Zugang zum „Club der Profis“ reguliere und damit auch identitätsbildende und sicherheitsfördernde Funktionen habe. Als Fazit läßt sich herauslesen, daß Selbsterfahrung, *wenn* man sie durchführt, angenehm und nutzbringend gestaltet werden kann, aber daß es sich auch ohne Schwierigkeiten ohne sie auskommen läßt.

Haja Molter als Vertreter des Weinheimer Institutes, das sich in den Gründerjahren am humanistischen und wachstumsorientierten Ansatz Virginia Satirs orientierte und den „Familienrekonstruktionsseminaren“ im Rahmen der Weiterbildung einen besonderen Stellenwert einräumte, ist der zweite Autor dieses Heftes. Sein Text kann nur annäherungsweise seinen Vortrag in Hamburg wiedergeben, der eben nicht nur ein Vortrag war, sondern eine

Performance unter Einbeziehung des Publikums selbst (auf ausgesprochen vernünftige Weise). Auf diese Art und Weise sollte deutlich werden, daß Selbsterfahrung nicht nur ein kognitiver Vorgang ist, sondern unmittelbar mit Erfahrung und Erleben zu tun hat. Insofern bringt dieser Text eine andere, eher spielerische, Haltung zum Ausdruck als die anderen Beiträge dieses Heftes.

Tom Levold versucht in seinem Beitrag zu klären, was Systemiker denn sinnvollerweise überhaupt unter dem Wort „Selbst“ verstehen können und sucht Anschluß an Konzepte, die es ermöglichen, das Spannungsfeld von Selbsterzählung und Selbsterleben als Rahmen von Selbsterfahrung zu konstruieren. Diese wird als Konstruktion von relevantem personenbezogenen Wissen angesehen, das als Ressource für therapeutisches Handeln und bedeutsamer Teil der therapeutischen Professionalisierung betrachtet wird.

Die Aufsätze beleuchten das inhaltliche Spektrum, das sich im Rahmen der Systemischen Gesellschaft bezüglich der Selbsterfahrung finden läßt, indem sie auch die unterschiedlichen Erfahrungen und Traditionen einfließen lassen, die im Institut für Systemische Studien Hamburg, im Institut für Familientherapie Weinheim und in der Arbeitsgemeinschaft für psychoanalytisch-systemische Forschung und Therapie in Köln zu unterschiedlichen Selbsterfahrungskonzepten geführt haben. Gleichzeitig handelt es sich nur um einen kleinen Ausschnitt, da andere Institute durchaus andere Wege gehen, die durch die veröffentlichten Texte sicher nicht abgedeckt sind. Dies ist auch als Einladung an unsere Leserinnen und Leser zu verstehen, die Diskussion über Selbsterfahrung in Gang zu halten und andere Aspekte sowie ihre eigenen Erfahrungen einzubringen.



Bruno Hildenbrand
Jena und Meilen/Zürich



Tom Levold
Köln